

II. Jahrgang.
No. 49

19. Kriegsnummer

6. Dezember 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main



Fogel als Briefträger zwischen den deutschen und französischen Schützengräben.

Nach einem tatsächlichen Vorgang gezeichnet von unserem Spezialzeichner Hermann Klimsch.

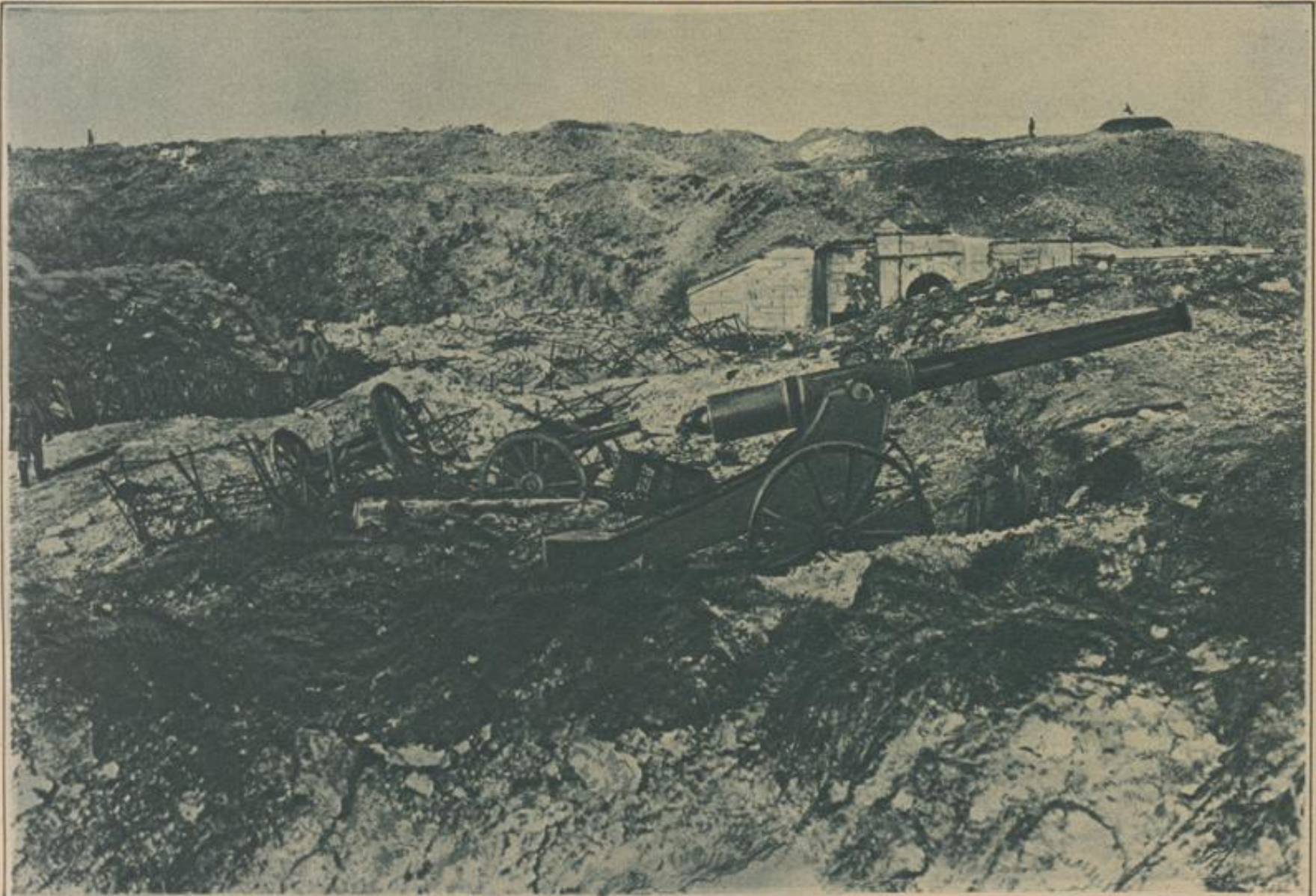
Umfang: 16 Seiten.

Fort Manonvillers nach der Beschießung.

Aus 300 Meter Höhe von einem Flieger aufgenommen.



Man sieht deutlich die Löcher, die unsere Granaten schlugen.



Das Innere des Forts nach dem Fall.

Spezial-Fot.

Der Winterfeldzug im Osten.



Deutsche Massen- und Einzelgräber bei Soldau.

Leipziger Presse-Foto.



Deutsche Kolonnen vor dem verwüsteten Städtchen Soldau am Tage nach der Schlacht.

Leipziger Presse-Foto.

Unser Hauptmann.

Eine Erzählung aus der Zeit des Hottentottenkrieges.

Von H. W.

Fortsetzung.

Als wir um 6 Uhr abends wieder antraten, hatten wir die Spitze. Unser schneidiger Leutnant ging vorn; der Hauptmann hinter ihm, aber er war doch da. „Ich habe im Oranje gebadet und geschwommen“, lachte er dem Stabsarzt zu, „das war fein!“ Sein Lachen klang an.

Der kurze Marsch bis zu der Stelle, an der wir übernachten sollten, verging mir rasch und verhältnismäßig leicht. An einem hübschen Fleck am Ufer richteten wir uns zur Nacht ein. Wir Unteroffiziere lagen zusammen beim Feldwebel, als der Hauptmann zu diesem kam, um nach dem Ergehen des Zurückgebliebenen von unserer Kompanie zu fragen. Glücklicherweise war der Mann schon wieder da.

„Ob wir nun wohl morgen ins Gefecht kommen werden, Herr Hauptmann?“ fragte bescheiden der Unteroffizier Beyer. „Ja, kann ich Ihnen ganz genau sagen!“ lachte der Gefragte. „Das weiß ich nicht!“ Rasch fuhr er fort mit dem spottenden Ton in der Stimme, den wir kannten: „Sie haben's wohl auch satt! Ich reichlich! Wird wohl keinem anders gehen! Aber Dienst ist Dienst! Wollen uns nur noch ein paar Sporen geben! Wenn man immer nur so könnte, wie man möchte, dann würde das, was uns jetzt wünschenswert scheint, bald seinen Reiz verlieren! Wollen durchhalten, nicht wahr?“ Das letzte klang wie ein Kommando. Als er nun ging, sah ich, daß er hinkte.

„Der Hauptmann ist ja lahm!“ sagte hastig ein anderer. „Ja, er hat böse Füße!“ antwortete ich. „Wenn er nur durchhält!“ klang's von mehreren Stimmen zurück. „Er hält!“ sagte der Feldwebel. „Er hatte ja seinen Heimaturlaub schon in der Tasche in Udbais! Brauchte ja garnicht hier zu sein! Aber er hat gesagt: Denn wollen wir man noch mal! Ich kann die alten Kerls doch nicht allein laufen lassen! — Der hält aus!“ Abends spät sah ich die Silhouette des großen Gutes und des langen Reitersmantels, wie ihn die Mannschaften trugen, oben auf der Postenhöhe. Der Mondschein lag auf dem gelben Geklipp, und ich erkannte deutlich unseren Hauptmann. „Er sollte lieber schlafen“, sagte ein Reiter wie zu sich selbst, „mit seinen schlimmen Füßen!“ Lange noch stand die uns allen so wohlbekannte Gestalt dort oben. In der Ferne klang Schallale, der Oranje rauschte über die Klippen, der Mond spiegelte sich tausendfach in den sprudelnden Wellen. War es vielleicht die letzte Nacht?

Rein! Es war nicht die letzte! Der Marsch des nächsten Tages war furchtbar. Schon um vier Uhr früh ging es fort und ohne Unterbrechung bis acht Uhr morgens, durch Sand und Klippen längs des Flusses dahin. Nach Sonnenaufgang wurde es heiß und drückend schwül. Als wir um neun Uhr wieder antraten, gingen einige Tropfen Regen nieder, aber sie gaben keine Erfrischung, und nur mühsam erreichten wir den Ort der Mittagstrast.

Entsetzlicher Geruch verpestete die Luft! Wir atmeten auf! Hier hatten die Hottentotten gegessen, und es war noch nicht lange her. Schlachtreise und sonstige ekelhafte Spuren ihrer Anwesenheit zwangen uns, noch etwas weiter zu rücken!

„Kinder, nun ist's gleich so weit!“ lachte der Hauptmann. „Einen Augenblick, Herr Baron, Sie werden gleich barbiert!“

Wir lagen zwei Stunden in der Glut und eilten dann weiter. Die Spuren der Hottentotten mehrten sich. Brennende Pontoks, verendetes Vieh, stehengelassene Pferde bewiesen den eiligen Rückzug des Gegners vor uns her. Sie wirkten auf uns wie ferner Kanonendonner auf eine zur Schlacht marschierende Truppe. „Vorwärts! Vorwärts! Nur diesmal nicht wieder vergebens!“

Aber die Kräfte reichten wohl weiter als sonst, wenn die Nerven angespannt werden, doch sie brechen auch um so gründlicher zusammen, sobald die Grenze dieser vermeintlichen Leistungsfähigkeit erreicht ist. Um 3 Uhr mittags ging es nicht mehr! Triesend, erschöpft und leidend lagen wir da. Doch gab's wenig Ruhe. Wir suchten den Artilleristen helfen, Schill am Oranje auszurufen, um den unglücklichen Tieren wenigstens etwas vorlegen zu können. Sie waren entsetzlich abgetrieben, und für sie bestand die innere Anspannung nicht, in die uns Menschen die Spuren der Nähe des Feindes versetzten. Wenn es nun nicht bald zu Ende war, dann waren sie zu Ende.

Um 5 Uhr abends hieß es: „Weiter!“ Ehe die müden, wundten Knochen recht im Gange waren, humpelte jeder dahin, so gut — oder eigentlich so schlecht — es ging. Ein aller Hottentottenschimmel lag am Wege, wir mußten einer nach dem anderen um das noch lebende Tier herumklettern; keiner dachte daran, dem armen Gaul einen Gnadenstoß zu geben. Dazu war keine Zeit, und ein Schuß hätte den Feind gewarnt. Weiter! weiter!

Auf einmal fuhr die Artillerie rechts heraus, die vor uns marschierende Kompanie half, die Geschütze auf die Höhe zu schleppen. Endlich! Wir rückten dicht hinter die Geschütze und warteten, während der Hauptmann dem Führer hand. „Wieder nichts!“ sagte er un-

ferem Leutnant, als er zurückkam, und zuckte die Schultern. „Aber wartet nur, wir kriegen euch doch!“ Der Marsch ging weiter!

Um 7 Uhr bezogen wir das Nachtlager. Es war ein trübsamer Platz ohne jede Spur von Pflanzenwuchs. Lauben, jenseits des Oranje mit seinen zahlreichen Inseln, leuchteten zwei Lichter; das war die englische Polarisstation. Dies Licht aus bewohnten Häusern hatte etwas Beruhigendes. Es erinnerte einen daran, daß es auch andere Dinge gab, als die, denen wir hier obliegen mußten. Noch eine letzte Anspannung, dann mußte es ja auch für uns anders werden.

Die Nacht war glühend heiß. Der Wind trieb Sandwolken längs des Flusses dahin, daß es zwischen den Zähnen knirschte, der Geruch verwesenden Lebens zog atemraubend mit. Wir waren totnübe, aber wir konnten nicht schlafen. Das Mondlicht hatte nichts Beruhigendes, wie gestern, sondern es tauchte die bizarren Klippen in gespensterhaftes fahles Licht. Es war unheimlich, und die Schallale klang in der Nähe. War dies nun die letzte Nacht?



Phot. Sieber, Berlin.

Generalquartiermeister Voigt-Rheß †

Der Hauptmann hatte lange auf der Klippe gesessen, auf der unser Posten lag. Es schien mit seinem Fuße besser zu sein, denn er plauderte so munter mit dem Feldwebel, als sei der Tag ein militärischer Spaziergang mit den Rekruten von zwei bis vier Uhr nachmittags gewesen. Er ließ dann noch den Leutnant rufen, und wir hörten einzelne Worte aus dem Gespräch. „Meinen Sie nehmen Sie mit nach Hause! Der alte Kerl hat's verdient um mich!“ sagte der Hauptmann. Wir alle kannten den braven Hund, der ihn aus Deutschland bis nach Udbais begleitet hatte. Verteilte er etwa schon seinen Nachlaß? Ich erschrad. Aber da klang die frische Stimme schon wieder: „Man weiß ja nie, was geschehen kann! Bereit sein ist alles!“

Froh waren wir, als wir um vier Uhr früh aufbrachen. So lange es dunkel war, ging es längs des klippigen hohen Flußufers dahin wie bisher, und auch als es hell wurde, bot sich dem suchenden Auge nichts, das anders gewesen wäre als alle Tage vordem. Die Sonne kam schnell herauf und stach und stach unbarmherzig. Wann würde es denn nun endlich losgehen?

Endlich änderte sich das Bild; die Berge traten vom Flußufer zurück und bildeten einen weiten Halbkreis, um sich in der Ferne wieder an den Fluß heranzuschieben. Schattenlos dehnte sich die fast pflanzenlose, sandige Ebene vor uns, als wir von den Höhen dort, wo sie das Flußufer verließen, hinabstiegen, um sie durchzuschreiten. Von oben über sah man die ganze Abteilung wie aus einem Luftballon; winzig klein ging vorn die Spitze, dann kam, wie man sagt, „eine Weile gar nichts“, dann die einzelnen Kompanien, die Maschinengewehre und hinter dieser die Artillerie. Die Artilleristen hängten sich an ihre Geschütze, um durch ihr Gewicht bei dem steilen Abfall zu bremsen. Die Fahrzeuge quetschten und klapperten, höhnend und zuweilen vor sich hinschleppend stiegen unsere Reiter zu Tale.

„Wenn wir hier durchkommen, dann sind sie überhaupt nicht da!“ sagte der Hauptmann, hinter dem ich ging, zu dem Leutnant, der vor ihm war. „Und wenn sie hier sind, dann sind wir im Wurichstessel!“ antwortete der Offizier. Einen Augenblick blieb der Hauptmann

stehen und sah durch sein Glas, das er auf der Brust trug; rasch kam er wieder nach vorn. „Alles still. Die haben ja auch vorne bei der Spitze die beiden Buren und die Eingeborenen; die müßten es doch längst gemerkt haben, wenn sich die Sache fengerich anließe! Na, und wenn auch! durch müssen wir ja doch!“

„Dann wird's also wohl auch diesmal wieder umsonst gewesen sein!“ entgegnete der Leutnant resigniert. Eine Weile war es still. Mich überkam ein Gefühl von Verzweiflung. War der Feind denn wirklich nicht zu fassen! Alles wieder umsonst? Aber da lachte der Hauptmann kurz auf. „Dann fangen wir oben das Lied von vorne an!“ „Warum auch nicht?“ fragte es in mir. Es ging eben Kraft von diesem Lachen aus.

Da waren auch wir im Tale. Drüben hiege bereits die Spitze den Höhenrand hinauf, ohne daß sie irgend etwas Verdächtiges bemerkt zu haben schien.

„Na, nun sind wir durch!“ jagte der Hauptmann. „Da klettert Bajanowski mit seinen Männerchen schon wieder empor!“ Er zeigte nach vorn, wo man die grauen Gestalten sich im Gestein aufwärts bewegen sah. „Ich bin recht froh...“ Weiter kam er nicht. Pfeifend fuhr's über uns hinweg. „Donnerwetter!“ schrie einer. „Also doch!“ sagte eine Stimme neben mir. Krachend brach es sich hundertfach an den Felsen, zischend und pfeifend, sprühend und schlagend kam es herüber von rechts vorn, die grauen Bänder spien Eisen und Blei. Aber zu sehen war nichts von den Schützen...

In die Kolonne war Leben gekommen. Ich sah die Kompanien vorn auseinanderstärzen, die Geschütze bogen nach links — einzelne Esel stürzten. Die ganze Kompanie — in der Richtung auf den großen gelben Felsen halbrechts — schwärmen, marsch, marsch!“ schrie der Hauptmann und stürzte vor. Wir brauchten nur rechts um zu machen und die rechte Schulter etwas vorzunehmen, dann warfen wir uns hin und lagen in Deckung hinter einigen sandigen Dünen. Donnernd krachte hinter uns der erste Kanonenschuß, heulend sauste es über uns hinweg und schmetterte auf die Felsen; eine graugelbe Wolke bezeichnete den Aufschlag. Neben uns lag die 10. Kompanie. „Wir sind fein aufgefressen!“ meinte der bayrische Gefreite Huber zu mir. „Nu ham se uns!“

Ja, wir waren fein aufgefressen! Die Höhen rund um die Ebene, auf der wir uns befanden, waren besetzt. Die Spitze war auf zehn Schritte Entfernung zusammengepöckelt worden, und diese Schüsse waren das Signal zur allgemeinen Feuereröffnung gewesen. Nun lagen wir auf der Erde, und der Gegner feuerte aus sicherer Stellung wie der Schütze vom Hochstand auf der Lappjagd. Nichts war zu erkennen von ihm, als hier und da leicht wehende Wölkchen. Unsere Maschinengewehre begannen zu klappern, aber sie hörten gleich wieder auf. Es schien ihnen wohl Vergeudung der Munition, auf einen unsichtbaren Gegner zu feuern. Die Artillerie hingegen schoß Schuß auf Schuß, man sah die Schrapnells über den Felsen springen und die Füllkugeln auf die Klippen hageln, doch ein Erfolg war nicht zu spüren.

„Hier können wir nicht bleiben!“ rief der Hauptmann dem Leutnant zu. „Schicken Sie herüber zur 10., sie hört auf mein Kommando! Wir greifen die graue vorstürmende Nase an!“

„Angrreifen?“ fragte ein Reiter neben mir mit seltsamem Ton. „Was denn sonst!“ fuhr ich ihn an. Doch ich muß gestehen, daß ich den Angriff, den der Hauptmann für selbstverständlich zu halten schien, gar nicht gedacht hatte. Hageldicht zischte und pfiff es über den Dünenrand, — wohl auf die Artillerie.

„Jungens, wir müssen ran!“ rief der Hauptmann. „Nis hinter die nächste Welle!“ — Er machte eine Pause. Dann schrie er: „Sprung! Auf! Marsch, marsch!“ Er lief voran. Hageldicht kam's gepfiffen. Von links hinten sauste das Feuer unserer Maschinengewehre über uns fort. Ich fühlte einen Schlag gegen mein Gewehr, dann lag ich in Deckung. Als ich schielte, sah ich, daß der Kolben meiner Waffe durchgeschossen war. Der Hauptmann sah sich um, unwillkürlich tat ich dasselbe. Da lagen drei von unseren Reitern regungslos, der eine auf dem Rücken, die beiden anderen auf dem Gesicht. „Was machen die denn da?“ fragte ich mich, bis mir einfiel: Ach so, das sind Gefallene. Die konnten nichts mehr tun...

Wir waren nicht viele hier vorn. Der Hauptmann, der Leutnant und etwa zwölf Gevohre. Der Rest unserer Kompanie und die ganze 10. waren liegen geblieben. Sie hatten wohl im Lärm der Entwicklung den Befehl nicht verstanden, begriffen auch nicht, daß wir vor mußten, um der 2. und 3. Luft zu machen; die lagen im tödlichen Flammenfeuer. Mir ist es heute noch ein Rätsel, wie der Hauptmann die Gefechtslage so rasch erfassen konnte. Er lag doch auf der Erde wie wir! Aber er dachte ja immer an die anderen, an das große Ganze, unser Hauptmann. Und wir?!

Der Hauptmann winkte mit dem Hute. Sofort umpfiffen diesen mehrere Geschosse; er war wohl aus der Deckung gekommen. „Die müssen vor!“ rief er erregt dem Leutnant zu. „Der Weg nach Hause geht über den Feind!“ — Auch der Leutnant winkte nun. Aber es hatte keinen Erfolg. Vielmehr begannen die liegengebliebenen Teile zu feuern, ohne daß wir sehen konnten, gegen wen. Da sagte der Hauptmann: „Na, dann hilft es nichts!“ und stand auf. „Liegen bleiben, Herr



Unsere jungen Regimenter beim Sturm in Flandern.

Von unserem Zeichner im Felde L. Wolf.

Hauptmann!" schrie der Leutnant, schrien ich und mehrere andere. "Einer muß doch!" antwortete der Hauptmann und ging die Straße zurück, die wir vorgelaufen waren. "Herr Hauptmann!" schrie der Leutnant wieder. "Ach, die Brüder treffen ja doch nicht!" sagte unser Hauptmann und ging weiter. Es zischte und pfiff um ihn wie ein Bienenschwarm. Immer wieder winkte er den weiter hinten liegenden Gruppen zu. Das Herz stand uns still! Wenn es ihn traf? . . . Was würde aus uns?!

Da griff er nach der Brust! Das Fernglas, das er vorn umgehängt trug, flog zersplittert fort, einen Augenblick wandte der Hauptmann, dann brach er zusammen. Er legte den Hut unter den Kopf und streckte sich lang. Es war, als wollte er noch etwas sagen. Dann war es aus! Um ihn herum spritzten die Geschosse im Sande.

"O weh!" schrie einer von unseren Leuten. Ich verstand nicht, wie er das meinte, ich sah wie erstarrt auf den Hauptmann und wartete, was er tun würde. Er rührte sich nicht. Da kamen die Reste unserer Kompanie und die 10. vorgezogenen. Keuchend warf sich ein Gefreiter neben mich und sagte: "Der Hauptmann ist tot!" Da stand das Wort wie ein Gespenst! "Der Hauptmann ist tot!" War das denn möglich?! Es durfte nicht sein.

Und es war doch wahr! Wir schossen mit unverminderter Heftigkeit, und es schien, als lasse das feindliche Feuer nach; aber auf einmal schlug es von hinten bei uns ein. Die Hottentotten hatten die Inseln im Oranje besetzt und beschossen uns nun aus drei ver-

schiedenen Richtungen. Unsere Kompanie mußte kehrt machen und gegen den Fluß vorspringen. Dabei kamen wir an der Stelle vorbei, an der der Hauptmann lag; man hatte ihn zugebedt, starr und steif lag die Leiche dort. "Durch's Herz!" sagte der Sanitätsunteroffizier, während er neben mir den Reiter Arnold verband. Also war es doch möglich?! Er war tot — — —

Das Gefecht ging weiter. Die Hottentotten räumten die Inseln, aber andere Vorteile waren nicht zu erringen, unsere Zahl schmolz dahin, den ganzen Tag lagen wir auf der Ebene ohne Wasser, ohne Essen und Trinken nach all den wahnsinnig anstrengenden Märschen und wehrten uns gegen den unsichtbaren Gegner, so schlecht es ging. Nachmittags gegen 4 Uhr erhielt ich einen Schuß durchs Bein. Es war mir schließlich gleichgültig. Die Nerven waren nicht mehr fähig, sich zu erregen, und ich versank auch bald in Bewußtlosigkeit, denn mein Hut war fortgeschleudert worden und die Sonne dörrte den bloßen Schädel. Es war mir ja alles ganz gleich — — —

Als ich zur Besinnung kam, war es dunkel. Zwei Reiter hatten mich gefaßt und schleppten mich zurück in der Deckung des steilen Flußufers. Das Bein war schwer wie Blei, angeschwollen und flehend von geronnenem Blut. "Viele sind wir nicht mehr!" sagte einer zum anderen. "Wenn sie wollen, können sie uns alle abmachen!" Mehrmals legten sie mich hin und schossen über mich fort, indem sie sich an den Uferand lehnten.

Es war eine böse Nacht. Wieder rauschte der Oranje zu unserer Linken, wieder lag der Mondschein

auf den Felsen. Die Schakale heulten. Ab und zu fiel vorn ein Schuß. Hungria, todmüde, wund und — geschlagen . . . Wie wenig Aussicht, je wieder die Heimat zu schauen! Im Morgendämmern griff der Feind sogar an! Wie mußte er sich unsere Lage denken, wenn er das wagte! Aber er wurde abgeschlagen und wich. Das hob die ermatteten Lebensgeister wieder. Es konnte also doch noch anders werden! Ich versank wieder in halbe Bewußtlosigkeit.

Plötzlich fuhr ich auf. "Der Hauptmann? Liegen geblieben!" sagte jemand neben mir. "Alle Toten liegen unten! Wer soll sie mitschleppen?" Auch das noch! Unser Hauptmann in der Hand des Feindes?! Ich nagte an diesem Gedanken. Da sagte wieder die Stimme, die ich nicht erkannte: "Das ist ja auch gleichgültig! Sie können ihm ja nichts mehr tun! Und was wir von unserem Hauptmann gehabt haben, das können wir auch behalten. Es liegt nur an uns, daß er in uns weiterlebt!" Ich weiß heute noch nicht, wer das gesagt hat.

Aber ich weiß, daß er recht hatte!

Ich habe sein Grab nicht gesehen, habe nichts mehr von den Sachen zu sehen bekommen, die an ihn erinnern konnten, denn ich kam ins Lazarett und von dort nach Hause. Aber in uns allen, die dabei gewesen, lebt die Erinnerung an jenen Mann, der unser Hauptmann in des Wortes wahrer Bedeutung gewesen ist, solange wir des Feldzuges dort unten gedenken werden: an den Hauptmann d'Arrest von der Gefahrgeschwader 3a.

Der Kirchspielvogt von Schlüchtingen

Roman von K. von der Eider

Nachdruckrecht geschützt durch
Hart Köhler u. Co., Berlin W. 15

(14. Fortsetzung.)

Er fühlte, wie sie litt in ihrem Lebenshunger, wie sie darbt und wie sie suchte. Er ballte die Hände und knirschte die Zähne, weil er ihr nicht helfen konnte.

„Kommen Sie mit hinein?“ fragte Lall.

„Nein, es ist schon spät. Außerdem habe ich noch zu tun.“

Er verabschiedete sich rasch. Er mußte arbeiten. Jede Stunde der Arbeit brachte ihn ja seinem Ziele näher.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Lall trat Mutter und Großmutter im Begriffe, fortzugehen. Sie hatten heute Missionsabend. Auch Meg ging mit. Sie freute sich sogar darauf.

Lall blickte den drei verumummelten Gestalten nach, wie sie so langsam in ruhiger Heiterkeit die Straße hinabschritten. Sie war noch niemals mitgegangen und würde auch schlecht in die Gesellschaft passen. Viel lieber blieb sie allein im Hause.

Wie dumpf die Luft heute wieder war! Mutter hatte die alten Vasen mit vertrocknetem Gras gefüllt. Ihr war es, als strömte ein Modergeruch davon aus. Da gehörten Blumen hinein, frische Blumen.

Sie hätte alle Fenster aufsperrten mögen. Aber was würden die Leute dazu sagen? Wie würden sie gaffen! Man würde sie für verrückt halten, wenn sie abends um acht Uhr die Fenster aufmachte.

Lieber ließ sie sie zu. Sie kauerte sich in den Lehnstuhl der Großmutter und starrte vor sich hin. Ihr kam der Gedanke, die Lampe anzuzünden. Aber wozu? Zum mühsigen Träumen brauchte sie kein Licht.

Die Gedanken kamen und gingen wie Schattenbilder, die vorüberhuschen. Wie schön die Marsch war! Wulff Jessen hatte es ihr geschildert. Sie wollte ja nichts mehr davon hören und sehen. Tote sollte man ruhen lassen. Ihre Heimat war tot, und ihr Elternhaus war kein Elternhaus.

Fort, fort mit den Erinnerungen! Wenn ihre Gedanken zurückgingen in das Land der Kindheit, dann schob sich immer die dunkle Wand dazwischen. . . Bis hierher und nicht weiter. . . Ein Schatten fiel auf die sonnenlichte Jugend und auf die fernste Zukunft. Sie kam darüber hinweg. Nein — nur nicht daran denken! Wenn sie anfang zu denken, trat ihr jener furchtbare Tag wieder vor Augen, der alles in ihr zerstörte.

Nein, sie fuhr nicht mit Max Steenhoff. Was sollte ihr der? . . . Sie sah sich dahinschleusen im offenen Automobil. Die Gegend glitt an ihr vorüber. Wiesen, Häuser, Menschen — alles so fern — und über sich der weite Himmel. . . Vielleicht war eine Gefahr dabei? Was tat's! Sie fürchtete sich mehr vor dem Leben als vor dem Tode.

Ja, sie fuhr doch mit ihm. Was war dabei? Sie waren ja nicht einmal allein. Etwaiger Vertraulichkeiten wollte sie sich schon erwehren. Es war eine ganz harmlose Spaziersfahrt, und sie vergaß einmal für kurze Zeit, wer sie war. Sie brauchte nicht zu denken.

Plötzlich sprang sie auf und stieß den Stuhl zurück. Sie zündete die Lampe an und fing an zu spielen. Ihre Hände glitten wie von selbst über die Tasten. Sie spielte ohne Noten, ohne nachzudenken, was ihr Empfinden ihr einlag.

Da klopfte es an die Türe. Die Postsekretärsmitwe über ihnen ging um neun Uhr zu Bett, und die Uhr war schon fünf Minuten nach neun.

Einen Augenblick spielte sie noch wie rasend weiter. Dann klappte sie den Deckel zu.

Was nun? Sie griff nach der Zeitung. Ach, es war ihr ja alles so gleichgültig, was darin stand. Der Roman sowohl wie das Politische und die Anzeigen. Sie wußte am Schluß nicht einmal, was sie gelesen hatte. Es war nichts in ihrem Gedächtnis haften geblieben.

Er hat keinen guten Ruf. — Hatte es jemand gesagt oder hatte sie es nur gedacht? Wulff Jessen hatte Sorge um sie. Er war ihr Freund. Einen treueren gab es nicht. Was nützt einem ein Freund, wenn er nicht helfen kann. Sie sprang auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wie es manche Männer in erregten Momenten zu tun pflegen.

das von ihrem Mädchen erzählte? Es war wirklich komisch!

Lall wurde plötzlich so elend zu Mute, als hätte sie lauwarmes Wasser getrunken. Sie schüttelte sich. Ihr Gesicht war sehr blaß. Langsam schleppte sie sich ins Schlafzimmer. Nur nicht noch mehr hören. Am liebsten hätte sie sich eingeriegelt; aber es war ja nicht ihr

Zimmer. Da stand Meg schon vor ihr.

Sie sah sie mit einem stehenden Blicke an. Der bat: Schweig, schweig, sprich kein Wort!

Betroffen zog sich die Kleine zurück.

„Was ist es nur, das die Menschen hier alle so klein macht?“ murmelte Lall. „Das habe ich früher nie empfunden. Ist es die enge Umgebung? Hatte der Zuchthäusler wirklich die Macht, die Menschen um sich herum groß und froh zu machen?“

Und wenn er eines Tages zurückkehrte in diese Wohnung, würde er es hier aushalten? Nein — nein. Entweder die Mauern mußten sich dehnen oder er stieß sich den Kopf daran roud.

Muttchen und Großmama sprachen noch im Bett miteinander.

Morgen muß Frau Höhnle die Fenster putzen . . . und Petroleum und Seife muß auch geholt werden. Ob Papa wohl seine Wäsche dort ordentlich geplättet bekommt?“

„Wie Du willst, meine Liebe.“

In Lall bäumte sich die Ungeduld auf. Sie zog ihren Kleiderrock so hastig aus, daß ein großer Riß entstand.

„Das war unklug,“ sagte sie für sich. „Ich werde ihn selbst nähen müssen. Es wird schlecht aussehen, und einen neuen Rock bekomme ich sobald nicht. Lall Hellmann, lerne es endlich, Dich in die Enge zu fügen!“

• • •

Lall machte am anderen Morgen sorgfältig Toilette. Sie gab an, daß sie eine ehemalige Schulfreundin getroffen habe und von dieser eingeladen sei. Die Mutter freute sich darüber und bügelte ihr noch rasch den guten Rock auf. Wie leicht sie alles glaubte! Als ob es eine Familie in der Stadt gäbe, die die Tochter des Zuchthäuslers einladen würde!

Meg allein blickte ihr mit traurigen Augen nach, als sie ging. Die Kleine war mit einem sehr scharfen Verstand begabt und schien alles zu ahnen und zu fühlen.

Raschen Schrittes ging Lall vorwärts. Nur fort, fort aus der Enge! Nur nicht zurückblicken!

Als sie die Straßen hinter sich hatte und auf der freien Chaussee stand, atmete sie auf.

Das Wetter war schön. Es war einer jener verfrühten Sommertage, da die Sonne vom blauen Himmel scheint und die Büden spielen, obwohl es Winter ist und die Bäume kahl sind.

Sie atmete auf. Der Koog lebte noch.

Da kam auch das Automobil daher. Es hielt.

„Wir sind schon hundertmal die Chaussee auf und ab gefahren,“ sagte Max Steenhoff.

Sie stieg ein, und das Auto raste dahin.

„Geht es über Schlüchtingen?“

„Ja, es ist der beste Weg.“

Sie duckte sich im Wagen und schloß die Augen. Nur kein bekanntes Gesicht sehen!

Das Auto fuhr rasch. Ein Hund, der mit Gefläß auf die Straße sprang, wäre um ein Haar überfahren worden.

„Ist Ihnen nicht wohl?“

Lall blickte auf und richtete sich hoch. Schlüchtingen lag weit hinter ihnen.

Es war das erste Mal, daß sie in einem Automobil fuhr und ihr wurde seltsam zu Mute. Es war doch ein herrliches Gefühl, so dahin zu fliegen, ohne zu denken. Es erschien ihr alles so neu und so fremd.



Ein Gehöft bei Ramskapelle zwischen Nieuport und Digmuiden.
Nach einem Gemälde von Prof. Fr. Ernst Morgenstern, Frankfurt a. M.

Die Damen kamen pünktlich zehn Minuten nach zehn Uhr nach Hause. Sie waren in angeregter Stimmung.

„Die liebe Frau Pastor!“ sprach Madame gerührt.

„Ja, sie hat heute wirklich viel geboten,“ stimmte Muttchen bei, „sogar Butterzwiebade, die waren ganz frisch. Die Geschichte ist fein, nicht wahr? Ich bin gespannt, wie das kommt. Ob der Baron die Gärtnerstochter wohl heiratet? Haben Sie alles verstanden, liebe Meg?“

„O — ich habe sehr viel Verstand.“

„Die Frau Pastor läßt Dich grüßen, Lall,“ fuhr die Mutter fort. „Du solltest wirklich mal mitgehen. Du würdest da sicher Anschluß bekommen.“

„Ja — vielleicht . . . Wenn ich mich erst eingewöhnt habe.“

Die Damen unterhielten sich noch eine ganze Weile von dem Abend, von den Butterzwiebäden, die so „frisch“ waren, von der Geschichte und von den anderen Damen. Sie erinnerten sich an jedes Wort, was dort gesprochen wurde.

Hörtest Du, was Frau Lehrer Dübbern erzählte, und sahst Du, wie Fräulein Thomsen die Nase dazu rümpfte? Ach — und wie Frau Bürovorsteher Jensen

Einmal kamen sie nahe an den Rand eines Grabens. Eine Handbreit weiter und sie wären gestürzt. Aber nicht der Schatten einer Furcht beschlich das junge Mädchen. Sie hätte noch schneller, noch wilder fahren mögen und ginge es direkt in den Abgrund hinein. Nur nicht umkehren, nicht umkehren!

Mar Steenhoff fragte schüchtern, ob sie auch fröde. Er hatte Pelze und Decken mitgenommen.

Sie lachte. Nein, es war ihr gerade so recht.

In Hufum vor Thomas Hotel hielten sie an. Steenhoff hatte ein feines Diner bestellt. Lall stieg, als sie den Sektübel und die verschiedenen Weingläser sah.

Er sah sie an wie ein Schuljunge, der einen dummen Streich gemacht hat und nun die Schelte fürchtet.

„Wozu das alles?“ fragte Lall.

„Ach, seien Sie nicht böse, ich habe mich so darauf gefreut.“

Sie überwand schnell das Unbehagen. Das Essen war vorzüglich. Der Wein weckte die Lebensfreude in ihr. Genießen! Genießen! Das Leben war doch wunderschön.

Mar Steenhoff verwandte den Blick nicht von ihr.

„Was sehen Sie mich so an?“

„Lassen Sie mich Sie doch ansehen! Sie sind so schön heute.“

Er war ein feiner Cavalier und ein guter Junge zugleich, und er belästigte sie durchaus nicht mit irgendwelchen Bärtlichkeiten.

Es ging weiter. Am Nachmittag fuhr sie durch Schleswig, an der Schlei entlang, und tranken im Bellevuehotel Kaffee. Es wurde kühl. Der junge Mann hüllte Lall sorgsam in einen Pelz.

Wieder ging es durch Dörfer und Felder und mit Gerassel durch die Straßen einer Stadt.

„Wo sind wir jetzt?“

„In Rendsburg. Wollen wir nicht anhalten und etwas genießen? Ich habe Durst.“

„Nein — nein, nur weiter.“

Der Name Rendsburg hatte für sie keinen guten Klang. Jedes Haus erschien ihr hier wie ein Gefängnis. Nur fort, fort!

Als sie die Stadt hinter sich hatten, lebte sie wieder auf.

Es ging heimwärts. Lall bedauerte es im stillen. Wie grundlos war ihre Scheu gewesen und die Warnung Wulff Jessens. Selten war ihr ein Herr mit solcher vollendeten Ritterlichkeit begegnet.

Als sie Großheide vor sich sahen, trat ein schmerzlicher Ausdruck in ihr Gesicht.

Er sah sie besorgt an.

„Sind Sie müde?“

„O nein. Ich denke nur daran, daß es jetzt zu Ende ist.“

„Ja — nicht wahr? Ich wünschte, Sie könnten mal einige Tage mit mir nach Hamburg fahren. Ich habe dort nächsten Monat zu tun.“

„Das würde nicht gehen.“

Einige Straßen vor ihrer Wohnung setzte Steenhoff sie ab. Er verabschiedete sich mit einem Handkuss von ihr.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Hellmann!“

„Auf Wiedersehen!“

Er war vom ersten bis zum letzten Augenblick Cavalier geblieben. Es war nicht das geringste vorgefallen, dessen sie sich zu schämen brauchte, und dennoch trug sie ein Gefühl der Schuld nach Hause. Sie war als Kind der Marsch an Heimplätzen nicht gewöhnt und war davon bedrückt.

Muttchen kam ihr entgegen.

„Du hast dich wohl gut amüsiert? Du siehst ordentlich verändert aus. Was hat es denn zu Tisch gegeben?“

„Ach — ich weiß nicht mehr, Fisch und Zungenragout und Gänsebraten.“

„Das ist ja — das ist ja wie bei einer Hochzeit. Die Frau Direktor war doch sonst immer so sparsam. Es war wohl etwas Aufgewärmtes dabei?“

„Ja ja.“

„Das dachte ich mir.“

Auf dem Tisch lag ein Brief vom Vater. Er klagte, daß er sich nicht recht wohl fühle. Er litt an Rheumatismus. Nichts mehr von der früheren Zuversicht war in dem Briefe, keine Frage mehr nach Lall und Fred, kein Gruß an Meg.

„Der arme Papa wird ein feuchtes Zimmer haben,“ sagte Muttchen, „oder sie heizen nicht ordentlich ein. Ich werde ihm schreiben, daß er ja darauf achten soll, daß er warme Füße hat. Das ist immer die Hauptsache.“

Dreißigste Kapitel.

Meg gab Wulff Jessen Unterricht im Englischen. Sie saßen in der besten Stube am Tisch. Die Hängelampe hing darüber.

Die kleine Schottin hielt ihren Kopf vorgeneigt, so daß der Lampenschein auf ihr Haar fiel. Es flimmerte in allen Schattierungen und irritierte Wulff.

Er rückte seinen Stuhl weiter fort von ihr.

„Hier sehe ich besser.“

Sie rückte nach. Wie das Haar glitzte und glimmerte!

„Hegenhaar,“ dachte Wulff.

Jetzt blickte sie ihn von unten herauf freundlich an. Das ärgerte ihn. Er konnte sie noch immer nicht recht ausstehen.

„Miß Meg,“ sagte er in strengem Ton, „ich glaube, Sie sind kokett!“

Ihre Augen strahlten ihn an.

„Ja — ich bin eine kleine Kokette,“ sagte sie mit ihrem süßen Zwitscherstimmchen. Sie hatte den Zah irgendwo aufgeknippt.

„Das ist nicht schön, was Sie da sagen.“

„Ist es schlechtes Deutsch? Bitte, wie heißt es?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„O — ich danke, Sie seien sehr klug.“

Er antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er unvermittelt:

„Wissen Sie, wo Fräulein Lall sich in Hamburg aufhält?“

„Nein — ich weiß es nicht.“

„Ich weiß es nicht,“ verbesserte er.

„Danke sehr. Ich weiß es nicht,“ wiederholte sie.

Ihr Gesichtchen hatte einen Ausdruck unruhiger Traurigkeit. Lall war seit drei Tagen fort mit ihrer Freundin, der Tochter des Direktors Schlüter. Als sie Meg Abschied sagte, hatte diese das Gefühl, als würde sie nie wieder zurückkehren. Heute Abend erwartete man sie. Nun saßen sie alle und horchten, Großmutter und Muttchen im Wohnzimmer, sie hier.

Der Schmerz in ihrem Antlitz ergriff Wulff, ohne daß er es wollte. Er liebte die kokette Art der Miß durchaus nicht. Vieles an ihr gefiel ihm nicht. Aber daß sie litt, konnte er nicht ansehen. Es war das lautlose Leiden eines klugen Kindes, und noch dazu um einer anderen willen. Das erschütterte ihn.

Sie arbeitete fleißig weiter, aber er merkte wohl, wie sie gespannt nach der Dieltür horchte und zusammenzuckte, wenn ein leichter Schritt an den Fenstern vorbeikam.

Plötzlich ein kurzer, schriller Klang. Ihre Blicke begegneten sich. Das war Lall. Meg wollte befreit aufatmen, aber sie konnte es nicht.

Lall trat ein und stand zwischen den beiden Stuben. Sie war vielleicht ein wenig erregter, lustiger als sonst, aber auch abgespannter.

„O, über die fleißigen Menschen! Drüben strickt und näht man, hier schreibt man, und ich — —?“

(Fortsetzung folgt.)



Formamint-
Feldpostbriefpackungen
mit Neusilber-Taschen-
röhrchen ohne Preiser-
höhung in allen Apotheken
und Drogerien.

Schutz bei Erkältungen

sowie gegen die meisten ansteckenden Krankheiten bietet

Formamint

weil es die Ansteckungskeime (Bakterien) in Mund und Rachen vernichtet, sodaß sie nicht ins Körperinnere gelangen können. — Mehr als 10000 Aerzte haben seine vorbeugende Wirkung bestätigt. — Näheres über Wesen und Wirkung des Formamints enthält die für die Gesundheitspflege überaus wichtige Broschüre „Unsichtbare Feinde“, die bei Abforderung durch Postkarte von Bauer & Cie., Berlin 48 D 9, Friedrichstraße 231 kostenlos versandt wird. Wer Formamint noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe.

Auf der Wacht gegen englische Schiffe.



Bild oben: Ein erbeutetes belgisches Geschütz wird von unseren Matrosen am Strande von Ostende bedient.
In der Mitte: Matrosen mit Maschinengewehr in den Dünen. Unten: Bootskanone am Strande zwischen Ostende und Seebrügge.



Deutsche Offiziere werden auf dem Bahnhof von Bojanowo von Damen mit Liebesgaben versorgt.



Goulasch-Kanonen im Wagen.

Unsere Helden im Osten.

Gegen eine erdrückende Uebermacht halten unsere Helden im Osten die deutsche Wacht. Die russischen Millionenbataillone rennen sich die Köpfe blutig, aber sie vermögen unsere Reihen nicht zu durchbrechen. Noch vor wenig Wochen haben die Russen über den mühseligen Rückzug unserer Truppen gejubelt, als hätte man schon einen großen Sieg errufen. Das war kindlich. Der Schachspieler, der, um sich gegen einen Verlust zu decken, eine Figur aus einer Stellung zurückzieht, wird, wenn er der überlegene Spieler ist, seinen Rückzug so einrichten, daß er den Geg-



Das Auto des gefangenen genommenen Gouverneurs von Warschau.
Vor dem Auto ein Dragoner, der sich bei der Verfolgung des Autos auszeichnete.
Neben dem Wagen der polnische Chauffeur.

ner beim nächsten Zuge schlägt. So hat es die Führung unserer Ostarmee gehalten und der Jubel der Russen ist schnell ins Gegenteil verkehrt worden. In zwei Tagen wurden gegen 70 000 Gefangene gemacht, von den Oesterreichern 29 000 und von General v. Madensien 40 000. Noch ist die endgültige Entscheidung nicht gefallen, aber niemand zweifelt bei uns mehr daran, wie sie ausfallen wird. Unserer Brüder, die für uns draußen kämpfen und bluten, wollen wir daher in diesen Tagen besonders gedenken. Ihnen ist die Zukunft des Vaterlandes in die Hand gegeben und sie streiten wie die Löwen, um diese Zukunft licht und groß gestalten.



Ein feindlicher Flieger wird unter Feuer genommen.

Phot. Germania v. Girda.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(14. Fortsetzung.)

„Und —?“ fragte Doktor Wurmser, „was taten Sie daraufhin?“

„Ich habe mir die Adressen von den Heklern geben lassen und bin auf gut Glück von einem zum anderen g'fahren. Na, und in der Dammstraße da hat mir richtig der Polizeimann erzählt, daß ein Mann, auf den die Personbeschreibung genau paßt, ins Haus von einem gewissen Silberstein 'gangen ist. Ratirli war i glei hinterher, aber es war umsonst!“

Der Kommissär stampfte mit dem Fuße auf dem Boden auf. Zum Teufel hinein! Der Mensch muß doch irgendwo hingeraten sein. Ein Mensch verschwindet doch nicht wie eine Stednadel.“

„Nur etwas, Herr Kommissär, ist mir auf'fallen. Bei dem Silberstein auf dem Tisch is ein Zettel gelegen, auf dem auf'schrieben war: Frau von Sellheim, Hotel Nordpol, 11 Uhr vormittag, Perlenschmud. Vielleicht steht das in irgend einem Zusammenhang.“

„Wie kommen Sie auf die Vermutung?“

Der Polizeimann hat mir erzählt, daß eine sehr elegante Dame im Fialer vorg'fahren und nach einer halben Stunde erst vom Silberstein wieder heruntergekommen ist, meldete Brandtner.“

„Das muß doch nicht grad die Frau von Sellheim gewesen sein?“ äußerte hierauf Doktor Wurmser.

„Ich glaub' schon.“

Der Kommissär wurde aufmerksam.

„Haben Sie Anhaltspunkte dafür?“ fragte er den Agenten.

Auf dem Blatt war mit ganz frischer Tinte g'schrieben, berichtete der Agent. „Folglich kann die Notiz net alt g'wesen sein. Der Zettel is auch so offen dagelegen, als wär' er grad g'schrieben worden. Eine ältere Notiz hätte der Silberstein unter einen Schwerstein oder dergleichen gelegt, mein' ich.“

Der Polizeikommissär nickte.

„Ich war sofort im „Hotel Nordpol“,“ fuhr Brandtner fort, „und hab' erfahren, daß eine Dame mit dem Fialer Nummer 314 beim Hotel vorg'fahren ist — derselbe Fialer war auch beim Silberstein — und ein Zimmer bestellt hat. Sie hat g'sagt, daß sie erst morgen vormittag nach Wien kommen wird, und hat den Auftrag 'geben, wenn ein alter Mann nach Frau von Sellheim fragen sollte, daß er zu ihr g'führt werden soll.“

Doktor Wurmser nickte. „Vielleicht haben Sie recht,“ sagte er. „Jedenfalls können wir diese Spur aufnehmen. Ob mit Erfolg, wird die Zukunft lehren. Eines verstehe ich nicht. Was hat Sie auf den Gedanken gebracht, daß es sich gerade um die schwarzen Perlen handelt?“

„Das weiß i freilich net. I hab' auch nur g'meint, weil's mir auf'fallen is. „Perlenschmud“ is auf dem Zettel g'standen, so hab' i mir halt' denk, daß vielleicht doch etwas dran sein könnt.“

Doktor Wurmser setzte sich an den Tisch und faßte einen Bericht ab.

„Fahren Sie mit dem Brief sofort nach Wien hinein zum Herrn Regierungsrat Burz. Lassen Sie sich aber zu ihm führen und geben Sie den Bericht persönlich ab.“

Doktor Wurmser begab sich in den Speisesaal, wo eben das Essen aufgetragen wurde.

Baron Walden hatte sich von seinem Sturze erholt. Er war aufgeräumt und lustig.

Dazu hatte er auch allen Grund. Vor zwei Stunden war ein Kanzleibeamter des Doktor Hoffmann bei ihm erschienen und hatte ihm jene Summe überbracht, die er zur Bedienung seiner Bettschulden brauchte.

Weiter dachte er im Augenblick gar nicht. Die nächste Gefahr war beseitigt, das Leben schien ihm wieder lebenswert. Nun, da ihm die Möglichkeit geboten war, die Ehrenschulden zu bezahlen, machte er sich über die Zukunft keine weiteren Sorgen.

Die Baronin jedoch saß ungewöhnlich still an der Spitze der Tafel und blickte ernst vor sich hin.

„Nun, wie steht's?“ fragte Baron Rodenstein, als der Kommissär sich an dem Tisch niedergelassen hatte.

„Gar nicht!“ antwortete Wurmser und überflog mit raschem Blick die Gesellschaft.

„Wieso?“

„Wir sind nicht weiter, als wir bisher waren.“

„Ihr Kesse ist wohl ausgeritten?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja, ich glaube, er hat zu tun. In aller Früh ist er schon fort!“ antwortete Baron Rodenstein.

Während des Essens erhielt Wurmser eine Depesche von der vorgeordneten Behörde aus Baden. Das Diensttelegramm hatte folgenden Wortlaut:

„Melben Sie sich sich morgen früh halb neun Uhr wegen schwarzen Perlen bei Polizeirat Burz.“

Der Kommissär faltete das Telegramm und steckte es in die Tasche.

Marys Blide hingen an den Mienen des Kommissärs. Diesem entging die Erregung der Frau nicht.

„Ein Diensttelegramm, ich bedauere!“ sagte er, um sich gewissermaßen zu entschuldigen, daß er die offenkundige Neugierde nicht befriedigte.

Marz hätte zwar um ihr Leben gern erfahren, um was es sich handelte, aber sie fürchtete, durch Fragen in dem Polizeikommissär einen Argwohn zu erwecken, den sie unter keinen Umständen aufkommen lassen wollte. . .

XIV.

Regierungsrat Burz, der Chef des Sicherheitsbüros, blide etwas unwillig von den Akten auf, als sich die Tür leise öffnete und ein Agent eintrat.

„Ich bitte, Herr Regierungsrat, der Herr Kommissär Doktor Wurmser ist hier!“

„Lassen Sie ihn eintreten!“

Regierungsrat Burz, ein Mann in den besten Jahren, ein Kriminalist von großem Ansehen und gefürchtet in der Wiener Gaunermwelt, stand auf und reichte Doktor Wurmser, der sich vor ihm verbeugte, freundlich die Hand.

„Guten Morgen, Herr Kollege! Bitte, nehmen Sie Platz!“

Während sich Doktor Wurmser nieder setzte, griff der Regierungsrat nach einem Aktenbündel und sagte: „Ich habe Sie telegraphisch hergebeten, weil ich wegen dieses Juwelendiebstahls beim Baron Rodenstein mit Ihnen sprechen möchte. Sie arbeiten doch in der Angelegenheit allein?“

„Ja, Herr Regierungsrat, ich und zwei Agenten.“

„Das ist mir lieb, zu hören. Ihre Berichte — ich bitte, das nicht als eine Ausstellung aufzufassen, denn ich weiß, daß ein Bericht einen Kriminalfall nie erschöpfend behandeln kann — haben mich für den Fall stark interessiert, aber nicht ganz orientiert.“

Der Regierungsrat schlug die Akten auf und überflog gewisse Stellen, die mit blauen Strichen angezeichnet waren. Dann legte er den Akt wieder beiseite und fragte:

„Sie scheinen einen bestimmten Verdacht zu haben.“

„Ja, Herr Regierungsrat. Ich glaube, in meinem Bericht diesem Verdacht auch unzweideutig Ausdruck gegeben zu haben.“

„Ja, ja, also Sie sind der Ansicht, daß der Baron Franz Rodenstein die schwarzen Perlen entwendet hat oder entwenden ließ? Worauf stützen Sie den Verdacht?“

„Es ist kein Verdacht mehr, Herr Regierungsrat, sondern Gewißheit!“

„Somit muß ich fragen,“ entgegnete Burz, „welche Beweise haben Sie dafür?“

„Dafür, Herr Regierungsrat, können folgende Umstände als Beweis dienen,“ antwortete der Kommissär.

„An dem Abend, an dem der Diebstahl verübt wurde, entfernte sich der junge Baron in auffällender Weise früher als sonst vom Nachtmahl. Er schützte Kopfweh vor und begab sich in den Park, von dem aus man in das Zimmer, in welchem die Kommode stand, sehr leicht gelangen kann. Zweitens wurde der Baron zweimal in unmittelbarer Nähe, ja sogar am Fenster jenes Zimmers gesehen. Drittens war sein Rockärmel, als er nachts im Zimmer erschien, von Spinnweben beschmutzt und bei dem Tisch im alten Turm fand ich einige Tage später eine frisch überstrichene Stelle im Spinnweb. Viertens verkehrte der Herr Baron auffallend viel mit Hans Zöllner. Auch auf dem Rennplatz. Dort gab er ihm auch die Order, den Schmud aus dem alten Turm zu holen. Endlich fünftens berahm sich Baron Franz Rodenstein mir gegenüber immer in einer auffallend unruhigen, unsicheren Art und ist seit dem Verschwinden des jungen Zöllner vollständig verändert. Ich glaube, Herr Regierungsrat, daß diese Momente in ihrer Gesamtheit von der Schuld des Barons Rodenstein jedenmann überzeugen werden.“

„Gewiß, lieber Kollege,“ antwortete Burz lebenswürdig, „und ich füge als sechsten Grund dazu, daß der Baron, wie wir erfahren haben, erst kürzlich wieder im Spiel große Summen verloren hat, daß er materiell zu Grunde gerichtet ist und deshalb auch den Versuch unternahm, die Hand seiner Kusine, Baronin Mary, zu erhalten. Warum haben Sie den jungen Baron unter diesen Umständen nicht einfach verhaftet?“

„Ich hätte nicht mehr gezögert, Herr Regierungsrat, wenn ich nicht den Erfolg der Schritte, die wir heute zu unternehmen beabsichtigen, hätte abwarten wollen.“

Der Regierungsrat machte sich eine Notiz und fragte dann: „Also sagen Sie mir, lieber Herr Doktor, welchen Erfolg versprechen Sie sich vom heutigen Vormittag?“

„Ich glaube, Herr Regierungsrat, daß wir heute im Hotel Nordpol Silberstein, diese Frau von Sellheim, eventuell Hans Zöllner und den gestohlenen Schmud vereint finden werden.“ antwortete Wurmser.

Der Polizeirat lächelte ganz fein.

„Was den Silberstein anbelangt, so muß ich Sie aufmerksam machen, daß er einer der gefährlichsten Akte ist, die mir in meinem Leben je untergekommen sind. Der Mensch hat sich ein Vermögen auf unerlaubte Weise zusammengeschart und doch hat ihn niemand fassen

Weihnachten 1914

Ein Erinnerungsbuch:

Der große Krieg

Eine Chronik von Tag zu Tag.

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung, Frankfurt am Main.

Mit Erscheinen des 6ten Heftes (Ende November) ist der ca. 700 Seiten umfassende erste Band abgeschlossen.

Preis Mk. 4.60 einschließlich Verpackung und Porto. Zu beziehen Anfang Dezember ab durch die

Großbuchbinderei Mohr & Meder

Rohdorferstraße 18

Frankfurt am Main

Fernsprecher Hanfa 6451.

Vorausbestellungen werden schon jetzt entgegen genommen.

Hoelzle & Chelius

Katharinenpforte 4

Tel. Hanfa 578.

Reiche Auswahl in

Baumschmuck u.

Baumlichtern.

Praktische Gegenstände

für Feldsendungen.

Fort mit dem

Reiseverkleidung

unverwundbar, Gang

elastisch u. leicht.

Jeder Ladestück

verwundbar. - Grät.

Trösch. senden:

Extension G.m.

Frankfurt a. M. - Eschersheim No. 178.



Feldpost-Briefe

Schokolade u. Pfefferminz 85 Pfg.

Schokolade bitter. . . Mk. 1.10

Gebr. de Giorgi

Liebfrauenstraße 3.

Nach

meinem Tod!

Anmeldung für die Angehörigen mit Vordruck je nach Bestimmung auszufüllen. Die Ausfüllung eines solchen Büchleins gehört zu den Pflichten eines jeden Erwachsenen.

Preis 1 Mark

Wilhelm Büttel

Frankfurt a. M., Goethestr. 25.



Die Abendsuppe. Von unserem Spezialzeichner im Felde O. Weil.

können, obwohl die Polizei seit dreißig Jahren hinter ihm her ist. Also so einfach, wie Sie sich das vorstellen, lieber Doktor, dürfte es nicht werden."

"Herr Regierungsrat, ich zweifle trotzdem nicht —"

"Und weil ich das weiß," unterbrach Wurz den Kommissär, "habe ich Sie hereingebeten. Ich werde Ihnen einen jungen Beamten mitgeben, einen höchst fähigen Herrn, den Baron Max Sphor, der für solche in die Gesellschaft hineinspielende Kriminalaffären sich ganz besonders eignet, und hoffe, daß Sie im Verein mit ihm den alten Silberstein überlisten werden."

"Ist das der Kommissär Baron Sphor, der vor zwei Jahren in jener aufsehenerregenden Mordaffäre interveniert hat?"

"Ja, derselbe. Er ist einer der fähigsten Beamten des Instituts. Ich werde Sie gleich mit ihm bekannt machen."

Wurz klingelte und sagte zu dem eintretenden Agenten: "Ich lasse den Herrn Baron Sphor herüberbitten!"

Im nächsten Augenblick öffnete sich auch schon die Tür, und ein junger, eleganter Herr verbeugte sich mit militärischer Strammheit vor seinem Chef.

"Doktor Wurmser — Baron Sphor!" stellte der Regierungsrat vor.

"Sehr erfreut, Herr Kollege!"

"Es handelt sich um eine Angelegenheit, die den Herrn Doktor Wurmser aus Baden nach Wien führt. Ich ersuche Sie, dem Herrn Kommissär beizustehen!"

"Aus Baden kommen Sie, Herr Doktor? Vielleicht wegen des Juwelendiebstahls bei Rodensteins?"

"Ja, um die Sache handelt es sich. Sie scheinen ja schon orientiert zu sein?" antwortete Wurmser.

"Orientiert wohl nicht, aber ich kenne die Angelegenheit. Baron Walden hat mir auf dem Rennplatz, bevor er in den Sattel stieg, sehr viel davon erzählt. Der Silberstein ist natürlich wieder dabei!" bemerkte Sphor lächelnd. "Wo was los ist, taucht dieser Mensch sicher auf!"

"Kennen Sie den Geschäftsmann?" fragte Wurmser.

"Ob ich ihn kenne!" lächelte Sphor. "Der hat mich einmal fest in den Klauen gehabt, als ich noch Offizier war und Geld brauchte. Uebrigens, wenn Sie Näheres über ihn wissen wollen, fragen Sie nur meinen Freund Walden, der kann auch ein Lied von dem braven Mann singen!"

Wurz warf einen Blick auf die Uhr.

"Meine Herren, es ist zehn. Um elf Uhr soll die Zusammenkunft im Hotel Nordpol stattfinden. Es wird also Zeit sein, daß Sie sich auf den Weg machen."

Die beiden Kommissäre erhoben sich.

"Meine Herren, Sie sind beide erfahrene Kriminalisten," sagte Wurz. "Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß Sie möglichst vorsichtig zu Werke gehen müssen. Der Silberstein ist kein Neuling, und die Leute, mit denen er gewöhnlich verkehrt, sind in der Regel auch keine heurigen Hasen."

Die beiden Polizeibeamten hatten Glück. Im Hotel Nordpol war nur noch ein Zimmer frei und dieses lag gerade neben dem von Frau von Sellheim bestellten.

Die Beamten sperrten vor allem die Tür ab, die auf den Gang führte. Dann machten sie sich daran, den Kasten, der vor der Verbindungstür mit dem Nebenzimmer stand, zur Seite zu schieben.

"Wir haben Glück!" bemerkte Baron Sphor, indem er auf den Schlüssel zeigte, der im Schloße steckte.

Doktor Wurmser sperrte auf und stand hinter einem Wandteppich. Vorsichtig schob er ihn beiseite und spähte ins Nachbarzimmer, um sich zu orientieren.

Es war ein großer, zweifelhäutiger Raum, der nur zwei Türen besaß, eine, an der der Kommissär stand, und die zweite auf den Gang. In der Nähe der Verbindungstür stand ein Bett, daneben ein Divan, davor ein Toilettespiegel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weihnachtsfreude der Photo-Amateure:

„Agfa“-Artikel

„Agfa“-Platten Extrarapid, Special, Chromo, Isolar, Isorapid, Diapositiv

„Agfa“-Filmpacks

„Agfa“-Belichtungstabellen

„Agfa“-Entwickler

„Agfa“-Hilfsmittel

„Agfa“-Blitzlichtartikel



Blitzlichtaufnahme mit „Agfa“-Material.

Gratis „Agfa“-Literatur reich illustriert, lehrreich

durch Photohändler oder durch „Agfa“, Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO 36



1. Oberlt. v. S. Fritz Weissenbach.
2. Willy Enrich.
3. Alfred Andreas, Oberlt. im Drag.-Reg. 24.
4. Polizeikommissar Oberlt. d. R. Herm. Willige.

Gefallene Frankfurter.

5. Maj. Flegenheimer, Rel. Inf.-Reg. 87.
6. Vizefeldwbl. Heinz Hahn, Inf.-Reg. 81.
7. Stadtverordneter St. Fritz v. Caspary.
8. Brandmeister Felix Regel, Hauptmann.



Oesterreichisches Reservelager bei Hermanowice.

K. K. K. K.



Feldmesse der Tiroler Landesjäger.



Feuernde schwere österreichische Haubitzenbatterie.



Österreichisches Munitionstrain-Lager.



Englands Presse schweigt über die Lage im Orient völlig, unser Spezialzeichner hat versucht, diese Lage wohlwollend zu illustrieren.

Schach.

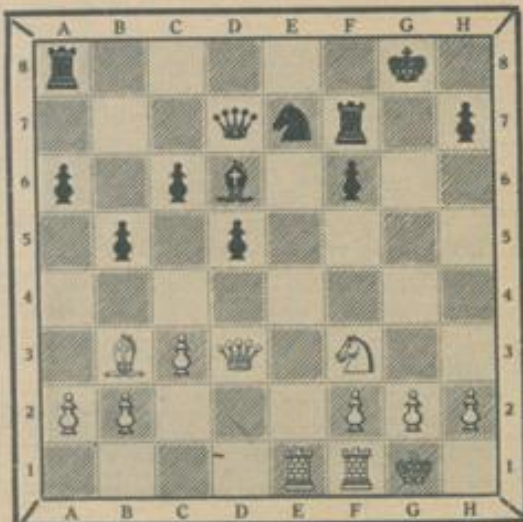
Bearbeitet von J. Niefes.

Die nachstehende sehr feine und elegante Partie wurde im Meisterturnier zu Mannheim am 28. Juli gespielt.

Spanische Eröffnung.

Weiße.	Schwarze.	13. Sf3-g5	Le6-f7
1. e2-e4	e7-e5	Auf 13. ... Lf5 oder 13. ...	
2. Sg1-f3	Sb8-c6	Dd7 hat Weiß die starke Fort-	
3. Lf1-b3	a7-a6	setzung Sb2-e4.	
4. Lb5-a4	Sg8-f6	14. Sg5-f7	Tf8-f7
5. 0-0	Sf6-e4	15. Sd2-f3	
6. d2-d4	b7-b5	Der Bauer d5 bildet nun ein	
7. La4-b3	d7-d5	Angriffsobjekt. Weiß steht bereits	
8. d4xe5	Lc8-e6	etwas besser.	
9. e2-e3	Lf8-e7	15. ... Dd8-d7	
10. Le1-g3	0-0	16. Dd1-d3	Le7-d6
11. Sb1-d2	f7-f5	17. Le3-g5	Se6-e7
		18. Lg5-f6	g7-f6
		19. Ta1-e1	...
		Trobt Te1xe7.	
		19. ... c7-c6	

Stellung nach dem 19. Zuge von Schwarz.
Schwarz.



Weiße.

20. Sf3-d4!	27. ... Lf8-g7
Der Beginn einer sehr tiefen	28. Lh5-e8
und interessanten Kombination.	Td7-d8
21. Te1-e7!	29. Sf5-e7+
Ld6xe7	Kg8-h8
Mit der Dame kann Schwarz	30. Le8-f7
nicht nehmen: 21. ... Dc7: 22.	h7-h6
Sf5, De5, Dd6, e4 24.	
Sf7: u. t. m.	Von jetzt bis zum Schluss ist
22. Sd4-f5	alles beinahe erzwungen.
23. Dd3-h3!	31. Dh4-h5
24. Lb3-d1!	Trobt Sg6+ nebst Df5.
25. Ld1-h5	32. ... Td8-f8
26. Tf1-e1	33. Se7-g6+
Auf 26. ... Kh8 würde 27.	34. Lf7-e6
Dh4 folgen.	35. Lg6-f5
27. Dh3-h4	36. Sg6-e7+
Bezeichnet wäre hier die Fort-	37. Se7-d5
setzung 27. Le8, Td7-d8 28.	Dd6xf6
Te7: denn auf 28. ... Le7:	Df6-g5
29. Dg3+ kann der König nach	
f8 gehen.	38. Te1-e6

Gedankensplitter.

Das ist Kultur, die Bauten und herrlichen Denkmäler vergangener Zeiten gegen Verwüstung schützen. ... Haben nicht darum die Franzosen bei der Kathedrale von Reims eine — Batterie aufgestellt?!

Wir sollen nicht nur wohl—wollen, sondern auch — wohl—tun!

Gerade der Krieg, die Ausgeburt des Hasses, erzeugt so viel große und starke Liebe.

Der Krieg streut gleich Theseus eine Drachensaart, aber Helden wachsen daraus hervor. F. Br.

Haus und Küche.

Was der Dezember für die Küche bringt.

Wo nicht die kargen Mittel gebieterisch zu äußerster Einschränkung und Vereinfachung des Küchenzettels zwingen, bringt der Dezember noch verschiedenes Gute und dabei doch Wohlfeile, für die täglichen Mahlzeiten. An Seefischen gibt es Schellfisch, Lachs, Dorsch, Kabeljau, Seezungen, Flundern und Steinbutt. An Flußfischen Karpfen, Zander, Hecht, Schleie und Aulbarsch.

Vom Schlachtfleisch steht Schweinefleisch jetzt auf der Höhe, vorzüglich ist auch noch Lammfleisch, während Hammelfleisch die Zeit seines besten Wohlgeschmacks bereits überschritten hat.

Vom Geflügel ist Gans, Ente, Taube, Guhn, vom Wildgeflügel: Hasen, Kapau, Roularde, Haselhuhn, junger Auerhahn und Schnepfe in diesem Monat erhältlich.

An Wild ist nicht gerade Knappheit, aber nicht alles davon ist gut. Vorzüglich ist nur Wildschwein. Hasen-, Rehbratfleisch und Hirschfleisch muß besonders gut und sorgsam zubereitet werden, wenn es einen beliebigen Artgeschmack aufweisen soll.

An Gemüse ist im Dezember ebenfalls noch kein Mangel. Grünkohl, Schwarzwurzeln, Blumen- und Rosenkohl, Fenchel, Rübchen und Meerrettich, Kapuzen, Kopfsalat und Brunnenkresse, sowie der erste Schnittlauch sind noch vorzüglich.

Weiter bieten noch genügend Abwechslung: Wirsing, Weiß- und Rotkohl, Röhren, Sellerie und Endivien.

Vom Obst sind Tafeläpfel und Birnen noch vorzüglich, dazu gesellen sich die verschiedenen Rüße und die Maronen, die leider in mancher Haushaltung gar nicht verwendet werden und doch gebraten, eine köstliche Beilage zu Rotkohl bilden, und als solche das Fleisch einbelegen machen.

...

Praktische Winke.

Wie man auf einfache Weise Vorräte von Gemüse überwintert. Dazu benötigt man eine große Kiste mit Deckel, die man bei jedem Kaufmann für wenige Pfennige erstehen kann. Will man das Gemüse sortiert aufbewahren, so ist es sehr praktisch, durch Einnageln von Brettern den Innenraum in einzelne Fächer einzuteilen. In diese gibt man das Gemüse, z. B. in eins derselben nur Röhren, in das andere Blumenkohl usw. Auf diese Weise hat man einen guten Überblick. Dann verschließt man sie mit dem Deckel und gräbt sie in den Garten ein. Wo solcher nicht vorhanden, kann man die Kiste auch im Keller aufbewahren und zwar sorgt man dafür, daß sie möglichst im Dunkeln steht, und durch Bedecken mit Stroh vor Frost geschützt ist. Bei feuchtem Keller stelle man die Kiste erhöht auf Steine, damit nicht die vom Holz aufgesaugte Feuchtigkeit das Verfaulen der Gemüse bewirkt.

Um auch im Winter stets frische Petersilie zu haben, schneide man dicke Wurzeln davon bis zu einem etwa 2 Zentimeter dicken Stiel unter dem Krautansatz ab, stelle dieses aufrecht auf einen tiefen Teller mit Wasser und wird nun bald das Emporschießen neuer jungen Grüns beobachten können, das auch bald nach dem Abschneiden immer wieder nachtreibt.

Fettig gewordene Bohnen und Bohnenmuffen bestreut man mit trockener erhitzter Meie, die man mit einem Leinentuch darauf verreibt und dann durch Klopfen daraus entfernt.

Neu hellgraue glatte Filzhüte werden gut gereinigt, wenn man sie mit einer Lösung von kohlensaurem Natron gründlich abbürstet. Wenn sich nach dem Trocknen an der Luft noch unsaubere Stellen zeigen, marxiere man diese durch weiße Seifensaden und behandle den Hut nochmals genau wie vorher mit besonderer Berücksichtigung der gezeichneten Stellen; der Erfolg wird dann sicher zufriedenstellen.

Die Haltbarkeit aller Wand-, Arbeits-, Schlüssell- und Messerfärbe wird bedeutend verstärkt, wenn man sie öfter einmal nach gründlicher Reinigung mit Seifenwasser und Bürste, mit hellem oder braunem Spiritus, lad anstreicht.

Ein kostloses Bugwasser für alle silbernen Tischgerätschaften ist das abgekühlte Kochwasser abgeseigter Kartoffeln. Man kann es auch mehrmals anwenden und hat dann nur nötig, es wieder etwas anzuwärmen, ehe man die Gegenstände darin abwäscht und darauf in hellem, reinem Wasser spült.



Der Rattenfänger.

Rätsel.

mein	zu	still	●	frisch	nicht	seht
in	hab	Rund	an	das	im	und
jeder	herz	sich	ich	fröhlich	so	grund
fin	●	selig	●	herzens	●	dein
das	ich	get	wun	die	lust	und
ein	der	lieb	die	schwingen	bildnis	eilig
nes	in	altes	●	recht	zu	sich

Rätsel.

Fernsprecher, Volkshaus, Verhörschaltung, Auerbach, Schwebebahn, Weinheber, Kriterium, Bergstrahl, Frontdienst, Getuba, Mäuser.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sollen drei nebeneinander stehende Buchstaben genommen werden, die nacheinander gelesen ein Titel von Schiller nennen.

Rätsel.

	d	
	d	
	d	
	d	
	d	

Die Quadrate sollen derartig mit Buchstaben angefüllt werden, daß fünf Wörter entstehen, die den selben Mittelbuchstaben 'd' haben. Die erste Reihe ist gleichlautend mit der ersten senkrechten Reihe und nennt den Namen einer Schlacht aus dem Jahre 1870. Die anderen Reihen nennen: einen Fluß in Ostpreußen, einen lautmännlichen Ausdruck, ein Gebirge in Amerika und ein kleines Instrument zu Handarbeiten.

Rätsel.

Marmorgruppe, Rixdorf, Paradenstraße, Familienrecht, Libration, Korund, Kongregation, Feldlager.

Vorstehende Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen der Titel einer Operette von Lehár zu lesen ist.

Auflösungen.

Dexierbild.

Bild umdrehen: Dann findet man die kleine Lehrerin zwischen den Baumstämmen rechts.

Verwandlung.

A	B	C
Terzst	Brett	Terzett
Schad	Bokal	Schafal
Braun	Haupen	Graupen
Korne	Albert	Korbert
Streif	Muhla	Strehla
Schrot	Grimm	Schrimm
Kreuz	Wied	Kreuzfeld
Enger	Irland	England
Schönn	Kette	Schöffe
Witta	Bo: n	Epitken
Schere	Mulde	Schelde

Zauberhüte.

(Wagart.)

Deutsche Mode



Paul. Berliner. J. Lohr.

Zwei Modelle des für die deutsche Mode ins Leben gerufenen Modellhauses „Der Kleiderkasten“ in Berlin.



Deutsche Strandwache an der belgischen Küste. Dünen-Wohnungen unserer Marinefeldaten.

H. H. H. H. H.

Im vordersten Schützengraben.



Diese Aufnahmen vom Kriegsfotographen W. Braemer wurden unter großer Lebensgefahr in einem Schützengraben gemacht, der 80 m von dem feindlichen entfernt war.

1. Eingebautes Maschinengewehr mit Beobachtungsposten.

2. Ein Blick durch einen Schützengraben.

3. Wie man schläft.

4. Der Beobachtungsposten.

5. Landwehrmänner beim Frühstück.

6. Beim Briefschreiben.

